

Alonso Cueto
DIE BLAUE STUNDE

Aus dem Spanischen
von Elke Wehr



BERLIN VERLAG

I Kurz bevor diese Geschichte begann, veröffentlichte die Zeitschrift *Cosas* in ihren Gesellschaftsnachrichten ein Foto von mir.

Es war ein rechteckiges Foto, das die ganze Seite einnahm. Ich blickte lächelnd direkt in die Kamera. Mein Kopf war erhoben, mein Sakko glänzte, und einige Finger von mir waren auf der Schulter meiner hübschen Frau Claudia zu sehen. Ich sah gut aus mit dieser Mischung aus Spontaneität und Eleganz, die so mancher von uns an den Tag zu legen versteht, wenn ein Fotograf in der Nähe ist. Meine Krawatte war fest geknüpft, das Haar sorgsam zerzaust, und das Band einer seit fünfzehn ruhigen Jahren bestehenden Ehe umschloss eng meinen Ringfinger. Neben mir Claudia und mein Geschäftspartner Eduardo und seine Ehefrau Milagros; alle vier schauten wir in die Linse, mit Whiskygläsern wie Ehrenzeichen, eingehüllt in die wohlwollende Arroganz unseres Lächelns, als hätten wir gerade einen Preis als glücklichste Paare des Abends erhalten.

Einige Tage darauf reichte Claudia mir beim Frühstück die Zeitschrift mit dem Foto. Wenig später rief meine Schwägerin mich im Büro an. »Ihr seht wunderschön aus«, bemerkte sie. Es schmeichelte mir, aber es wunderte mich nicht, dass das Foto größer war als die anderen auf derselben Seite.

Zu jener Zeit sah ich mich oft und immer gut getroffen, glaube ich. Die Gegebenheiten des Lebens waren günstig für mich, um es

so zu sagen. Ich war zweiundvierzig Jahre alt. Ich verdiente neuntausend Dollar im Monat. Ich wog achtzig Kilo, ein gutes Gewicht für meine Körpergröße von einszweiundachtzig. Ich ging jeden Tag eine Stunde ins Fitnessstudio. Außerdem war ich Gesellschafter einer Anwaltskanzlei, die über einen Kreis von hundert guten Klienten verfügte. Ich hatte viel Arbeit, aber auch große Unterstützung in der Kanzlei. Damals war es, als irgendein Freund mir einmal in vorwurfsvollem Ton sagte, ich käme ihm jeden Tag zufriedener vor.

Der Anwaltsberuf ist von jeher meine Berufung gewesen. In der Schule hatte ich einmal einen Aufsatz mit dem Titel »Das Recht im Alltag« geschrieben. Der Hauptgedanke dieses Textes war, dass jede soziale Beziehung, einschließlich Liebe und Freundschaft, auf einem stillschweigenden Pakt beruht. Eltern, Kinder, Eheleute, Verliebte, Freunde, Geschwister einigen sich, ohne es ausdrücklich festzulegen, über ihr Verhalten. Wenn jemand sich nicht an den geltenden Vertrag hält, wenn jemand sein bisheriges Verhalten verändert, wird er dem Versprechen untreu, das er der Beziehung gegeben hat, das heißt, er bricht seinen Vertrag. Das Recht gründet auf den menschlichen Beziehungen. Oder zumindest glaubte ich das damals. Doch als Kind interessierte mich nicht nur das Recht. In meinem Kopf spukte auch die Idee herum, zu schreiben. Einmal versuchte ich mich an einem romantischen Abenteuerroman.

Seit einigen Wochen habe ich nun an meine gescheiterte schriftstellerische Berufung gedacht.

Ich habe daran gedacht, weil ich diese Geschichte erzählen wollte. Ich weiß nicht, warum. Es schützt mich, dass ich nicht das Gesicht desjenigen sehe, der dies liest (es gibt einen Autor, der beauftragt ist, diesem Buch seinen vermaledeiten Stil und seinen Namen zu leihen).

Ich werde mir den Namen Adrián Ormache geben. Trotzdem

werden manche erraten, wer ich bin. Sie werden mich oder meine Frau Claudia erkennen. Meine Frau Claudia. Seltsam, sie so zu nennen. Wie eine Fremde. Ihr wogender Name erinnerte mich an die Form eines Regenbogens, oder zumindest habe ich ihr das gesagt, als ich sie vor zwanzig Jahren auf einem Fest kennenlernte; das Kompliment war dumm, aber ihr gefiel es.

In der Zeit, in der diese Geschichte begann, war Claudia eine vorbildliche Gefährtin. Sie kleidete sich gut, sie begleitete mich zu den Cocktailpartys, und sie hatte sich mit den Ehefrauen der anderen Anwälte angefreundet.

Eine bessere Ehefrau kannst du nicht haben, sagte meine Schwiegermutter. Sie hatte recht. Mit ihren Kostümen und ihren Umgangsformen machte Claudia immer eine gute Figur bei Freunden und Bekannten. Sie richtete lange, exquisite Abendessen bei uns zu Hause aus, bei denen der Tisch reich mit Fleisch, Salaten und Desserts gedeckt war. Die wichtigen Anwälte – Muñoz, del Prado, Rodrigo – blieben bis spät am Abend mit ihren Frauen da und verabschiedeten sich immer mit einer Umarmung von uns. So war es auch bei einigen Politikern: Ferrero, Lourdes Flores, das eine oder andere Mal Belaúnde höchstpersönlich. Alle waren sie gute Freunde.

Es gefiel mir, dass meine Töchter sie zu Hause sahen. Wir haben zwei ziemlich reizende Töchter (das ist das Wort, das mir einfällt, jetzt, da ich sie erwähne).

Heute studiert Alicia, die ältere, Jura an der Katholischen Universität. Sie ist sich ihrer Berufung erfreulich sicher. Sie wird den Anwaltsberuf ergreifen, wie ich. Sie ist intelligent und hübsch (das sage ich nicht, weil ich ihr Vater bin, man verstehe mich recht). Sie ist noch in dem Alter, in dem sie alles zu wissen glaubt, aber sie ist immer freundlich und sogar liebevoll zu den älteren Familienmitgliedern. Sie besitzt, wie ich wohl ohne Übertreibung sagen darf,

eine überdurchschnittliche Intelligenz. Die jüngere, Lucía, ist genauso intelligent wie ihre Schwester. Lucía ist ein empfindsames Mädchen, vom Wesen her verträumt und mit einigen natürlichen Ängsten behaftet, wie der Furcht vor Dunkelheit und vor Spinnen. Sie hat eine ausgeprägte Fantasie und ein Bedürfnis nach Zuwendung, das sie veranlasst, mir Geschichten und Witze zu erzählen, die sie ohne Pause abspult. Mit ihren grünen Augen, ihrem seidigen Haar und ihren langen Beinen ist sie eines der hübschesten Mädchen, die ich je gesehen habe. Ihre Gesprächigkeit ist Ausdruck ihrer Bemühungen, die sie immer als jüngste Tochter unternommen hat, um sich im Kreis dreier erwachsener Gestalten bemerkbar zu machen.

Lucía ist ein großer Fan von Gitarrenmusik und schließt sich oft mit ihren Freundinnen in ihrem Zimmer ein, um Platten von Kurt Cobain zu hören. Als sie dreizehn Jahre alt wurde, habe ich ihr einen Bass gekauft. Zum Glück war das Instrument nicht besonders laut. Zudem war unser fünfhundert Quadratmeter großes Haus in San Isidro weitläufig genug, dass jeder von uns, einschließlich der beiden Putzfrauen, der Köchin und des Chauffeurs von Claudia, weit entfernt vom wunderbaren Klang dieser Saiten leben konnte.

Wenn Lucía nicht mit ihrer Musik beschäftigt war, war sie die beste Gesellschaft. Sie erzählte mir kleine Geschichten, vertraute mir ihre Probleme und die ihrer Freundinnen an, bat mich, mir einen Kuss geben und mich umarmen zu dürfen. Diese Umarmungen gehören heute zu meinen wertvollsten Erinnerungen. Ich vermisse diese Augenblicke, denn ich glaube, dass sie im Licht des ganzen Geschehens jetzt einer sehr fernen Zeit angehören. In jenen Tagen umarmte meine Tochter einen anderen Mann, der für immer verschwunden ist.

Meine Frau Claudia hatte von ihrer Mutter das Geschick geerbt, die Windeln zu wechseln, Fragen zu beantworten und die Klagen der Mädchen zu besänftigen. Sie las Bücher über typische Verhaltensmuster in der Phase zwischen dem siebten und zehnten und zwischen dem elften und dreizehnten Lebensjahr. Meine Schwiegermutter hatte ihre Töchter liebevoll und besonnen erzogen und sie mit einer Mischung aus Stärke, moralischem Empfinden und angemessener Nächstenliebe ins Leben entlassen. Claudia machte es genauso mit Alicia und Lucía. Überdies half ihr unsere finanzielle Sicherheit, die richtigen Erziehungsentscheidungen zu treffen. Meine Arbeit war recht erfolgreich, dank meiner guten Beziehungen zu meinen Klienten (um es so auszudrücken). Außerdem hatten meine Schwiegereltern im Lauf vieler arbeitsreicher Jahre in ihrer Fabrik ein Vermögen zusammentragen können. Mein Schwiegervater war in schon extravaganter Weise großzügig, wenn es galt, uns zu Ferienreisen einzuladen. Er bezahlte uns die luxuriösesten Hotels, richtete in der Bar ein Guthaben für mich ein und kaufte den Mädchen Geschenke. Die Inseln der Karibik gehörten zu seinen Lieblingszielen, und so trugen Claudia und ich an mehr als einem Winterende eine perfekte Bräune zur Schau.

Ich habe mich selten gegen die Pflichten der Eitelkeit gewehrt. Es gefiel mir, ein schönes Haus, eine angenehme, zärtliche Frau mit der Gabe der perfekten Gastgeberin und entsprechende Töchter zu haben, die sich gut in der Schule machten. Mir gefiel es, ich schäme mich nicht, es zuzugeben, mich gut zu kleiden. Und doch, das, was mir gefiel, war bisweilen auch ..., damals schon (und diese Zeit erscheint mir jetzt so fern ...), ich meine, dass etwas wie Beklommenheit auf mir lastete, dass eine Hand mir den Hals zudrückte und es mir schwer machte, mich zu bewegen, sogar bei den alltäglichsten Verrichtungen. Angefangen beim morgendlichen Aufstehen, Kämmen und Ankleiden bis hin zu allem Übrigen: in den Tag hinaus-

zugehen, in den Lärm eines jeden Tages hinauszugehen, den Korridor der Pflichten zu betreten, die abgestufte Anstrengung, sich anzuziehen, zu rasieren, einen Körper zu gestalten und, in einen Gentleman verwandelt, den ersten Schritt in einem Wohnzimmer zu tun.

Vielleicht verursachte diese Schwere auf der Haut, diese Beklommenheit meine Träume. Es waren keine traurigen Träume, sondern eher grelle Szenen, in denen ich mein Bedürfnis auslebte, etwas Gewalttätiges zu tun.

Ein gängiges Beispiel für einen Traum von mir in jenen Tagen. Ich bin nackt. Ich begreife, dass ich im Haus meines Schwiegervaters bin, mitten bei einem eleganten Abendessen, es ist ein Bankett. Mein Schwiegervater schaut mich an und lächelt. Viele Leute mit Krawatte sind da und bedienen sich an einem Buffet. Plötzlich habe ich etwas in der Hand. Was ist das? Eine Flasche Ketchup. Ich schraube den Verschluss ab und begieße den Tisch mit Ketchup. Die weiße Decke ist rot verschmiert. Meinem Schwiegervater vergeht das Lächeln, aber seine Gäste begrüßen, was ich tue. Plötzlich merke ich, dass es keine Ketchupflasche ist. Es ist eine Pistole. Eine Pistole. Also scheint es mir das Normalste zu sein, sie zu benutzen. Ich schieße auf jeden der Anwesenden, die alle unter schallendem Gelächter sterben. Zum Schluss schieße ich mir eine Kugel in die Schläfe. Ich wache auf. Ende des Traums.

Die Sache war zwar etwas grotesk, hatte aber auch eine lustige Seite.

Ein weiterer, sich wiederholender Traum. Ich strecke meinen Schwiegervater, begleitet vom Applaus seiner Familie, mit einem Kinnhaken zu Boden, bei ihm zu Hause. Er steht wieder auf, und ich schlage wieder zu. Und das noch mehrere Male.

Diese Impulse waren wie kurz aufleuchtende Blitze. Ich staunte und lachte über mich selbst, wenn sie mich überkamen. Aber ich verlor mich mit einem gewissen Vergnügen in diesen Bildern.

Ich glaube, ich übertreibe. So war es nicht. Ich fühlte mich im Wesentlichen wohl mit meiner Familie, der Arbeit, den Bekannten und Freunden. Ich fühlte mich auch wohl mit meinem Schwiegervater, der mich immer zu seinen Reisen einlud (denen ich mich nicht selten entzog). Ich setzte mich gern auf die Terrasse meines Hauses, dem Swimmingpool gegenüber. Ich war stolz und froh, meine Freunde zu empfangen. Ich hatte keinen Grund, etwas gegen die soliden Mauern zu unternehmen, die mich umgaben. Mein Erfolg war ein Schlafmittel. Es sollte immer so weitergehen. Der Glanz meiner Anzüge war eine Anerkennung, die ich mir selbst vor der Welt schenkte. Meine bedächtige, präzise Stimme gab den Gesprächen einen sanften Anstrich (das hatte Claudia einmal in bewunderndem Ton zu mir gesagt).

Bis alles sich an einem Morgen vor mehreren Jahren änderte, an dem Tag, an dem meine Mutter starb. Der Tod meiner Mutter war vielleicht das wichtigste Ereignis in meinem Leben.

Ihre Krankheit hatte lange gedauert, und als der Augenblick kam, hatte ich ihn schon seit geraumer Zeit erwartet. Dennoch ließ mich die Nachricht in einer Traurigkeit versinken, von der ich mich nicht mehr erholen werde (wer erholt sich überhaupt von etwas?).

An dem Morgen, an dem Norma, ihre Krankenschwester, mich anrief, um es mir mitzuteilen, gingen ihre Worte wie Schläge auf meinem ganzen Körper nieder. Die Señora hat das Bewusstsein verloren, Señor, ich war in der Küche, als ich plötzlich ein Geräusch hörte, ich bin ins Bad gelaufen und habe sie auf dem Boden gefunden, da habe ich sie gefunden, ich weiß nicht, was ich tun soll, sie hatte sich gerade die Hände gewaschen, in der letzten Zeit hat sie sich ständig gewaschen.

Ich habe sie mir oft allein vor dem Spiegel vorgestellt, wie sie sich betrachtete – ihren blauen Morgenmantel, ihre aufrechte Gestalt, ihre hohen Schultern –, bevor sie zu Boden stürzte. Mir war, als

hörte ich das Geräusch ihres Körpers, einen harten Aufprall zunächst und dann das Fallen der Arme und des Stoffes und die Stille, bis man sie dann fand.

Als ich zu ihr nach Hause kam, sah ich sie nur so, wie sie dahingegangen war: ein schwereloser Körper, eingehüllt in den Morgenmantel, die Beine überkreuz auf den Fliesen, der herabhängende Mund mit einem Ausdruck von Erstaunen.

Die Haarbürste war ihr aus der Hand gefallen und lag in einer Ecke. In ihrer letzten koketten Geste gegenüber der Welt hatte meine Mutter sich gerade noch gekämmt. Sie war ein attraktiver Leichnam, bereit, die Besucher zur Totenwache zu empfangen. Ich hob sie hoch, versuchte, mit ihr zu sprechen, aber ich begriff trotz meiner geringen Erfahrung mit dem Tod, dass ich keinen Körper in den Armen hielt, sondern ein Stück Fleisch. Ihr Gesicht war wie verzaubert. Als ich einen Krankenwagen rief, tat ich es nur, um einer Formalität Genüge zu tun, die mechanische Geste einer Hoffnung. Mir ist, als fühlte ich den Stoff ihres Morgenmantels in den Händen, Reste von der Lauheit ihrer Haut, die düstere Blässe ihrer Wangen. Obwohl etliche Jahre vergangen sind, hat mein Schmerz mich nicht verlassen, und die Bewunderung, die ich für sie empfand, für sie empfinde ..., die Bewunderung, die Liebe, die Dankbarkeit, die ich für sie empfinde, vielleicht die Dankbarkeit, um es so zu sagen ..., all das begleitet mich.

Meine Mutter hatte beim Sterben eine strategische Eile an den Tag gelegt, keine Rituale oder Abschiede oder Erklärungen oder Familientreffen. Sie hatte das Testament schon seit langem aufgesetzt. Ab und zu hatte sie mir ohne Dramatik, mit leiser Stimme kleine Aufträge erteilt.

»Du kannst von meiner Kleidung und meinen Schuhen behalten, was du willst. Alles andere schenken wir der Pfarrei der Karmeliterinnen in Sicutani. Ich hinterlasse dir die große Wanduhr aus